

Und daß sie sich nun, die doch so hart und barsch zu den Kindern war, um diesen einen, der ihr nicht mehr gehörte, so härmte und grämte, das begriff er nicht.

Er trat neben sie und strich ihr begütigend über den Oberarm.

„Aber Malchen, mein trautes Malchen, natürlich fährst du, wenn du willst. Hätt'st dir gar nicht brauchen das Geld dazu sparen, weißt doch, ich geb' dir, was du willst — aber — aber du weißt doch, was wir damals haben müssen unterschreiben.“

Sie hob die vom Weinen verschwollenen Augen.

„Natürlich, weiß ich — ich will ja auch gar nicht mit ihm reden, nur sehen will ich ihn. Ich will wissen, wie's ihm geht. Ach Gott, Kallnieß, daß wir auch gerade ihn haben fortgeben können, unser bestes Kind!“ schluchzte sie auf.

Herr Kallnieß schüttelte den Kopf, und soweit das bei seinem gutmütigen Gesicht möglich war, stand ein Zug des Unwillens darauf.

„Nein, Malchen, nein, wie kannst du nur sowas sagen! Unsere Kinder sind alle wohlgeraten und haben uns nie den Kopf dick gemacht, und der Ernstchen war erst drei Jahre alt, wie wir ihn haben fortgegeben. Wie kannst du da sagen, daß er der Beste ist!“

Frau Male stand mit einem Ruck auf, ihre grauen Augen sprühten. „Er war der Schönste, der Klügste, der Beste, das haben die vornehmen Leute gleich gesehen, deshalb haben sie gerade ihn wollen haben. Sollst sehen, was für ein schöner, starker Junge er wird geworden sein, ganz anders wie die andern.“

Herr Kallnieß schüttelte wieder den Kopf, und das Kopfschütteln verstärkte sich noch, als seine Frau gleich darauf den Jüngsten, den Paulchen, der sich schüchtern her-eindrückte und um ein Butterbrot bat, heftig anfuhr:

„Wart' ab, bis du was kriegst, Freßack!“

Und er schüttelte noch immer den Kopf, als er schon auf seinem Schneidertisch saß. Was waren die Frauensleute doch komisch! Damals war's der Male gerade recht, daß sie den Ernstchen haben wollten, der so viel quarte und weinte und mehr Arbeit machte als die andern, und jetzt sollt' er mit einem Male der Beste sein!

Frau Male bestand auf dieser Reise, die so weit war — vom äußersten Zipfel Ostpreußens bis nach Berlin — und sie war doch nie gereist. Alle sanften Versuche ihres Mannes, sie davon abzubringen, scheiterten.

So saß sie denn eines Tages in einem Abteil vierter Klasse und fuhr nach Berlin. Sie war noch niemals in der Eisenbahn gefahren, und das Rattern und Schwanken machten, daß es ihr schlimm und weh wurde und sie nicht einen Bissen der mitgebrachten Vorräte genießen konnte.

Mit dumpfem Kopf und einem Schwäche- und Arbeitsgefühl entstieg die sonst so frische Frau Male dem Zuge und stand dann, ihre große, gestickte Reisetasche in der Hand, ratlos im Gewühl der Großstadt. Es brauste und sauste in ihren Ohren, und sie hatte nur das eine Gefühl, daß sie absolut außerstande sei, sich allein zum Hospiz hinzufinden, das der freundliche Amtsvorsteher ihr aufgeschrieben hatte. Sich aber an einen der vielen, vielen fremden Menschen mit einer Frage zu wenden, dazu war sie zu ängstlich und mißtrauisch. Man erzählte sich dort oben in Ostpreußen Schaudergeschichten, die vertrauensvollen Reisenden in Berlin passiert waren.

So beging sie denn die ungeheure Verschwendung, sich von einer Droschke nach ihrem Bestimmungsort bringen zu lassen. Sie hatte von dieser Fahrt nur den Eindruck häßlicher, himmelhoher Häuser, rasselnder, fauchender, lärmender Fuhrwerke und unendlich vieler hastender Menschen und war froh, als sie endlich in ihrem kleinen, einfachen Zimmerchen saß. Da merkte sie auch erst, wie hungrig sie war, und machte sich über die belegten Brote und harten Eier her, die sie von zu Hause mitgenommen

hatte. Dann fiel Frau Male in tiefen Schlaf und träumte, sie wäre daheim, in ihrem hübschen kleinen Hause, und stände vor ihrem Manne, der auf dem Schneidertisch saß, mit dem Kopf schüttelte und deutlich sagte:

„Reiß' nur, Malchen, kannst ruhig reißen, aber'n Zwed von dieser Reise kann ich nicht einseh'n.“

Es war heller Tag, als sie am nächsten Morgen aufwachte. Sie zog sich hastig an und ließ sich den Kaffee bringen. Das freundliche junge Dienstmädchen fragte sie dann nach dem Wege nach Grunewald und war sehr erleichtert, daß die elektrische Bahn dorthin nur wenige Schritte vom Hause hielt.

Mit erwartungsvoll klopfendem Herzen saß sie dann in dem Wagen. Sie hatte eigentlich gar keine richtige Vorstellung, wie sie es machen wollte, ihren Jungen zu sehen. Sie hatten ja damals beide, sie und ihr Mann, unterschreiben müssen, daß sie das Kind niemals besuchen würden, daß es überhaupt für sie nicht mehr vorhanden sein dürfte.

„Und wenn ich den ganzen Tag vor dem Hause warten sollte. Einmal muß er doch ausgehen!“ hatte Frau Male daheim gemeint, und „die Polizei wird dich noch aufgreifen!“ hatte Kallnieß geantwortet.

Nun überkam sie plötzlich mit lähmender Angst der Gedanke, daß ihr Junge am Ende gar nicht mehr in Grunewald sein könnte, die vornehmen Leute verreisen ja manchmal im Sommer — oder — am Ende wohnten sie überhaupt nicht mehr dort.

Sie hatte das Haus, in dem Direktor Waldaus wohnte, bald gefunden. Vornehm blickte die weiße Villa zwischen den dunklen Kiefern hervor, und vom Hause bis an das hohe Eisengitter erstreckten sich Rasenplätze mit blühenden, hochstämmigen Rosen und Blumenbeeten. Und während Frau Male mit sehnsüchtigen Augen zwischen den Gitterstäben, vor denen noch allerlei Büsche standen, hindurchsah, kam der Pösthote den schmalen Kiesweg herabgeschritten und trat auf die Straße. Da wandte sie sich mit schnellem Entschluß an ihn mit der Frage: „Wohnt hier der Direktor Waldau?“ Der Beamte nickte: „Jawohl — Eingang für Lieferanten links um die Ecke, der vorn ist für Herrschaften.“

Frau Male hatte nur das „Jawohl“ gehört — und sie stand weiter fast unbeweglich am Gitter und suchte mit ihren Augen die Fenster ab, doch niemand war zu sehen.

Da knirschte leise der Kies des Weges wie unter Rädern, und von der anderen Seite der Villa her kam langsam ein Rollstuhl, von einem Livredienner geschoben, daneben ging eine Dame. Das war die Frau Direktor, ja, das war sie — trotz des jetzt leicht ergrauten Haares erkannte Frau Male sie sofort. Und in dem Wagen saß — ein Zittern lief plötzlich über den Körper der großen, starken Frau, und ihre beiden Hände krampften sich, wie eine Stütze suchend, um die Gitterstäbe vor ihr. Der junge Mensch, der dort in dem Wagen saß, blaß und schmal und vornehm, das war er, das war ihr Ernstchen — er sah so fremd aus und war doch Kallnieß so ähnlich, so wie er damals ausgesehen, als er eben die schwere Lungenentzündung gehabt hatte.

Sie drückte das Gesicht gegen die kalten Eisenstäbe und sah und sah.

Dicht vor ihr, nur durch ein paar Büsche und Bäume getrennt, hielt der Wagen an, die Frau Direktor und der Diener halfen dem jungen Menschen heraus, sie zog seinen Arm durch den ihren, der Diener reichte ihm einen Stock, und langsam, mit dem stark wiegenden Gang der Hüftlahmen, schritt er neben der Frau, die jetzt seine Mutter war, den einen breiten Gartenweg auf und ab.

Es ging etwas Merkwürdiges vor in Frau Male. Es war ihr, als täte sich ein Abgrund auf zwischen ihr und dem armen Krüppel dort, als sei er gar nicht ihr Sohn. All ihr gesundes Bauernblut empörte sich gegen ihn, galt es doch daheim in ihren Kreisen fast für eine Schande, ein Kind zu haben, das ein Krüppel war.

Und sie dachte daran, wie ihr Ernstchen, als er noch so klein gewesen, immer über sein Bein geklagt und geweint hatte und immer aufgenommen sein wollte, und wie oft sie ungeduldig gewesen war und über die viele Arbeit, die er ihr machte, gescholten hatte.

Das leise Klirren von Geschirr ließ sich hören, der Diener brachte ein Tablett mit Tellern und Tassen und setzte es auf den kleinen Tisch hinter den Büschen. Mutter und Sohn kamen heran, und vorsichtig half sie dem großen Jungen, sich in den bequemen Korbstuhl zu setzen. Der Diener legte eine Decke um seine Knie, und die Frau Direktor bestrich, belegte und zerschnitt ihm die Brötchen, versuchte die Brühe, ob sie auch nicht zu heiß sei, und plauderte liebevoll und heiter mit ihm. Frau Male hörte ihre Stimme und ihr Lachen ganz deutlich, und ab und zu konnte sie einzelne Sätze verstehen.

„Wie gut, daß ich dich so ganz für mich habe, Ernst!“ hörte sie die Frau Direktor sagen.

Herrgott, ja, bei den reichen Leuten machte es nichts, wenn ein Kind nicht arbeiten und nichts verdienen konnte, und die Frau dort hatte den lieben langen Tag nichts weiter zu tun, als den Jungen zu bedienen und zu pflegen. Eine grenzenlose Erleichterung überkam Frau Male, daß der Junge dort nicht mehr ihr Kind war. Daheim würde er herumgestoßen und verhöhnt werden — ein unglücklicher Krüppel — und hier hatte er's so gut und war froh und glücklich — sie hörte wieder und wieder sein helles Lachen herüberbetönen.

Noch einen langen Blick warf Frau Male Kallnieß auf das Kind, das sie geboren hatte. Dann wandte sie sich zum Gehen. Es war nichts von Schmerz und von Mitleid in ihr, nur eine große Leere, so als habe sie etwas unwiederbringlich verloren, das ihr fühlen und Denken bisher zum größten Teil ausgefüllt hatte.

Am liebsten hätte sie sich gleich in den Zug gesetzt und wäre nach Ostpreußen zurückgefahren, aber wenigstens noch die Linden und das Brandenburger Tor und das Schloß mußte sie sehen, man hätte sie sonst ausgelacht daheim. Und — ja, das durfte sie nicht vergessen, Kallnieß und den Kindern mußte sie etwas mitbringen, ein paar Leckereien, ein paar bunten geränderten Taschentücher, auch ein Bild vom Schloß und vielleicht vom Kaiser.

Als Frau Male am nächsten Morgen mit der Reisetasche in der Hand über die Wiesen ihrem Dörfchen zuschritt und mit tiefen Jüngen die kräftige Heimatluft einatmete, hatte sie ein Gefühl im Herzen, das sie, wenn sie nicht die schlichte, ostpreußische Landfrau gewesen wäre, sehnüchtige Erwartung und Heimatglück genannt haben würde. Sie dachte an Kallnieß, der so brav und still und fleißig war und ihr nie ein böses Wort sagte, trotzdem, ja, trotzdem — sie schämte sich, diesen Gedanken weiterzudenken. Und sie dachte an ihre fünf gesunden, kräftigen, fleißigen Kinder.

Sie hatte daheim nicht viel erzählt von ihrer Reise nach Berlin, nur die Hauptsache, und ihr Mann hat sie nicht viel gefragt. Es genügte ihm, daß es dem Ernst gut geht.

Nie wieder hat Frau Male Kallnieß „daran“ gedacht, wenigstens haben niemals wieder die Jhren darunter zu leiden gehabt, und die Kinder meinten sogar, Mutter sei jetzt viel „guter.“

Manchmal nur, wenn es recht still um sie ist, sieht Frau Male wie ein Traumbild einen blassen, vornehmen Jungen im Rollstuhl in einem blühenden Garten vor sich und meinte den Rosenduft zu spüren, der über das eiserne Gitter zu ihr dringt.

Deutsche Städtebilder.

Lindau im Bodensee.

Von Karl Bessler.

(Nachdruck verboten.)

Städte sind nicht nur Anhäufungen von mehr und weniger schönen Häusern. Städte haben ihr Gesicht so gut wie die Menschen. Manche ein verarbeitetes und verwitertes, manche ein langweiliges oder häßliches, manche aber auch ein so pikantes oder hübsches, daß man es nie vergißt. Wer beispielsweise die Silhouette des goldenen Mainz oder des heiligen Köln über dem breiten Strom sah, oder Rothenburg wie eine alte Krone auf seiner Höhe ob dem Taubergrund oder das mauerumwehrte Dinkelsbühl in seinem Flußthal, der weiß, was es mit einem Stadtgesicht auf sich hat.

Sein eigenstes, überaus reizvolles Gepräge hat auch Lindau im Bodensee, Deutschlands südlichste Garnison. Wie ein Traum des schwäbischen Meeres schwimmt es vor grünen Uferhöhen auf der blanken Fläche. Weißleuchtende Möven blühen fliegend auf vor seinem dunkeln Baumschlag, vor seinen alten Türmen, und stolz wie Schwäne kommen und gehen schmucke Dampfer, biegen in weitem Bogen in den Hafennund oder verlassen ihn, überragt von dem auf hohem Postament sitzenden Hoheitszeichen Bayerns, dem stolzen, 6 $\frac{1}{2}$ Meter großen Marmorlöwen Meister Halbigs an der einen Seite und dem 55 Meter hohen Leuchtturm an der andern, beides treue Wächter dieser größten Hafenanlage des Sees. Nicht alle Uferstädte der von bayerischem, badischem, württembergischem, schweizerischem und österreichischem Gebiet umschlossenen Wasserfläche können hinüberschauen nach der schmunzenden Schwester, denn die Erdkrümmung macht sich bei dem See

bereits bemerkbar, aber die Hochriesen der Alpen mit ihren Schneegebirgen blicken in majestätischer Größe auf das alte Lindavia und grüßen es öfter mit rosigem Gletschergelicht.

Einst aus drei Inseln bestehend, die jetzt vollkommen zu einer geworden, diente die wogenumraute Stätte, das Castrum Tiberii, den Römern bereits als kriegerisches Lager gegen die Vindelizier und die Alemannen. Dann taucht es unter den Karolingern in Urkunden als Lintowa auf, als eine Klostergründung, von der sich aber die umsiedelnde Bürgerschaft nach und nach unabhängig zu machen wußte. Die Grafen von Bregenz-Buchhorn und dann die schwäbischen Herzöge waren einige Jahrhunderte Oberherrn, bis Rudolf von Habsburg dem Gemeinwesen, der Lindavia civitas, die Rechte einer freien Reichsstadt verlieh. Als solche wußte es sich geltend zu machen, stark auch durch das Bündnis mit den schwäbischen und rheinischen Städten. So focht es im schwäbischen Städtebund gegen Eberhard von Württemberg und hatte manchen Strauß mit dem umliegenden Adel. Doch trotz der kriegerischen Zeitläufte gedieh die Stadt mit der grünen Linde im goldenen Wappenschild so, daß sie ansehnlich genug war, gar dem gewaltigen Menschenandrang eines Reichstags Platz zu gewähren. Das war 1496 unter Maximilian I., und der Reichstag war auch dadurch bemerkenswert, daß sich der Mainzer Kurfürst darauf für einen stärkeren Anschluß der deutschen Länder einsetzte. Gleich darauf, im Schwabentrieg, während dessen sich der

Kaiser wieder mehrfach in der wehrhaften Inselstadt auf hielt, nahm sie teil am Krieg gegen die Schweizer Städte. Drei Jahrzehnte später war die alte Klostergründung bis auf ein Stift reformiert, hatte sich der „Vierstädtekonfession“ auf Zwinglianischer Grundlage und dem schmaleldischen Bunde angeschlossen. Nachmals freilich zwang Karl V. die Reichsstadt, die Parität eintreten zu lassen. Aber in der überwiegenden Mehrheit protestantisch, wollte es die Bürgerschaft im 30 jährigen Kriege zu einem großen, protestantischen Waffenplatz machen. Der Kaiser vereitelte den Plan und legte eine starke Garnison in die Stadt, die im Jahre 1647 erfolgreich einer heftigen Belagerung und einem Sturme der Schweden widerstand.

Nur langsam hob sich nach den harten Kriegsjahren der Wohlstand Lindaus wieder, das aber nachmals im spanischen Erbfolgekrieg und anderen kriegerischen Verwickelungen, wie auch durch verschiedene große Feuersbrünste erneut schwer zu leiden hatte. Schließlich verlor es gar seine durch die Jahrhunderte so tapfer, nicht zum wenigsten gegen die gefürsteten freiweltlichen Abtissinnen des Stifts verteidigte Reichsunmittelbarkeit und wurde dem Fürsten Breggenheim, einem natürlichen Sohne des pfalz-bayerischen Kurfürsten Karl Theodor, als Entschädigung für anderweitige Landverluste zugesprochen, von ihm aber bald gegen böhmische Besitzungen an Osterreich vertauscht, das es drei Jahre später an Bayern abtrat.

Von der alten Trübseligkeit ist der „unmittelbaren“ Stadt heute nichts mehr verblieben. Die Festungswerke wurden allgemach in hübsche Anlagen verwandelt. Was an früheren Befestigungen noch steht, wie z. B. der mächtige, mit vier malerischen Seitentürmchen geschmückte Malefiz- oder Diebsturm unweit der jetzt als Kornmagazin dienenden Peterskirche, dem ältesten Gotteshause der Stadt, mit seinen interessanten Fresken der Zeitblomschule, wird nur als Reliquie erhalten. Zu diesen Reliquien gehören auch die Reste eines römischen oder alemannischen Wartturms, die „Heidenmauer“ mit ihren mächtigen Quadern. Die Perle Lindaus ist jedoch das „alte Rathhaus“, vor bald 30 Jahren von dem bekannten Münchener Architekten Professor v. Thiersch nach seinem Stande von 1578 im Renaissancestil erneuert. Mit seiner hohen Treppe, seinem Balkon, von dem aus einst die Verordnungen der Reichsstadt verkündet wurden, seinen Riesensäulen, seinem schönen Portal, seiner mächtigen Uhr, seinem Glockentürmchen und der reichen Malerei auf beiden Giebelseiten bietet es einen außerordentlich pittoresken Anblick, heiter, farbenfroh und stolz zugleich. Und der innere Schmuck entspricht dem äußeren. Dazu kommen die reichen Schätze des städtischen Museums und des an Urkunden reichen Archivs, die in diesem alten Stadtpalast ihre Stätte fanden. Thiersch, der Renovator, ist, im Verein mit dem Bildhauer Rumann, gleichfalls der Schöpfer des herrlichen Lindavia-Brunnens mit der von einem Fischer, einem Schiffer, einer Schmitterin und einer Winzerin umgebenen erzenen Stadtgöttin. Auch das stolze Denkmal des Königs Maximilian unsern des Hafens gereicht der kleinen, aber an künstlerischen Werten so reichen Stadt zum hervorragenden Schmucke.

Das neue Rathhaus am Bismarckplatze kann sich mit dem historischen nicht entfernt messen, aber alte Patrizier-

häuser, so das Haus Cavazzen mit seinen hübschen Fresken, wo die Abtissin einmal während ihrer Stiftsregierung einen zum Henkerstod Verdammten vom Strick erlösen durfte, das Haus „zum Baumgarten“, sowie alte Junsthäuser und Geschlechterstuben und die malerischen Arkaden der „Brotlauben“ sorgen, daß man auf Schritt und Tritt an Alt-Lindau erinnert wird. Auch altertümliche Sprüche findet man hin und wieder an den urväterlichen Häusern, wie folgenden mit der Jahreszahl 1572: „Barmherzigkeit betrach die Not — Wenns schon nit alweg Ursach hot.“ Laufende Brunnen, mit Blumen geziert, zeigen sich hier und da und wirken wie ein freundlicher Gruß. Die beiden Gotteshäuser der Stadt: die protestantische St. Stephanskirche, aus dem 12. Jahrhundert stammend, und die katholische Marienkirche, deren Fundamente gar aus dem 9. Jahrhundert herrühren sollen, zwei stattliche, schlicht wirkfame Gebäude, stehen am Marktplatz friedlich beieinander, und das Wahrzeichen Lindaus, die Linde, steht zwischen ihnen. Einer andern Kirche, der der Barfüßer, gings ähnlich, wie der schon erwähnten, zum Kornmagazin gewordenen Peterskirche: sie wurde ebenfalls „profaniert“, aber durch Einlagerung der 13 000 Bände starken Stadtbibliothek mit Inkunabeln, arabischen Handschriften, vorlutherischen Bibeln und einer Sammlung theologischer Schriften aus der Reformationszeit. Das Schiff der Kirche dient jetzt als Theatersaal. Auch einen schönen, gotischen Konzertsaal enthält heute das mönchliche Gotteshaus.

Trotz alles Alten zeigt die Geburtsstadt des Dichters Hermann von Lingg, die durch einen mehr als einen halben Kilometer langen Bahndamm und eine über 200 Meter lange Brücke mit ihrem festländischen Vorortsbefitz verbunden ist, doch das Gepräge regen, modernen Geschäftslebens. Fabriken für Nudeln und sonstige Teigwaren, wie für kondensierte Milch (das nahe Vorarlberg ist ja ein berühmtes Milchländchen) vertreten in der Hauptsache die Industrie, und am Festland wird starker Wein-, Obst- und Gemüsebau betrieben. Lebhaft blüht das Speditionsgeschäft und der Transithandel mit der Schweiz und Italien, gefördert durch die hervorragende Verkehrslage am See und einem Weltbahnstrange. Außerordentlich reger ist der Fremdenverkehr, dem eine Reihe stattlicher Hotels am Hasen dienen. Das nahe, bekannte Schwefelbad Schachen, der Luftkur- und Ausichtsberg Pfänder bei Bregenz, der Bregenzwald und alle die Städte und Städtchen um den herrlichen See ziehen fortgesetzt große Scharen von Fremden herbei. Nicht umsonst gehen in dem stattlichen Hasen der Stadt, die an die 7000, in der Mehrzahl protestantischen Einwohner zählt, sommertags an die 50 Dampfer ein und aus.

Lindau ist, wie bereits am Anfang dieses Artikels erwähnt, der südlichste deutsche Garnisonort. Zu Neujahr pflegt das Offiziercorps des Infanteriebataillons mit dem unserer nördlichsten Garnison, der Memels, seine guten Wünsche auszutauschen, vielleicht mit einem wohligen Gefühl, mit einem Behagen, daß es nicht „da oben“ kantonieren muß, sondern daß es in einem so originellen und herrlichen alten Städtchen sitzen darf, das wahrlich auch einen Edelstein in der Krone Bayerns bedeutet.



Historische Frauen-Silhouetten.

Goethes erste Iphigenie.

Von Walter Schulte vom Brühl.

(Nachdruck verboten.)

Die Tradition ist es, die uns das heutige Weimar an der rauschenden Ilm so reizvoll macht. Auf Schritt und Tritt begegnen wir den Spuren unserer Dichters-heroen, zumal denen Goethes. Während eines halben Jahrzehnts habe ich ihnen dort folgen können und es war mir immer wie ein Geistergruß, wenn ich im dämmern- den Laubschatten des Weimarschen oder Tiefurter Parks eine oft halb verwitterte Inschrift fand, mit der der Dichter einst sinnvoll den Ort weihte und der Stimmung Ausdruck gab, die dort lebte, dem Geist der Gegend ein Opfer brachte oder einen Lebenden oder Toten ehrte. Abseits vom Lärm des Alltags treten dem Spaziergänger diese Sprüche fast feierlich entgegen und prägen sich unwill- kürlich dem Gedächtnis ein.

Ich erinnere mich noch des starken Eindrucks, den ich empfing, als ich zum erstenmal, nachdem ich von einer Naturbrücke im Tiefurter Park aus dem Spiel einer Wasseramsel zugeschaut hatte, auf schmalem Pfädchen rechts der Ilm hügelam stieg und einen kleinen steinernen Amor fand, der mit dem Pfeile eine Nachtigall agte. Unter dem Bildwerk standen, die Worte Goethes:

„Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen.
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
Schlüpfend sangstest du Gift in die unschuldige Kehle,
Und mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.“

Der Großmeister hat diese Verse im Jahre 1782 seiner Freundin gewidmet, der Sängerin, Schauspielerin und Malerin Corona Schröter, die auch einst wie ein Stern über dem bescheidenen Residenzstädtchen aufge- gangen war, um leider bald schon zu verblasen und im Thüringer Walde zu verschwinden.

Nur etwa anderthalb Jahre jünger als ihr Freund, war Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter am 14. Januar 1751 zu Guben als älteste Tochter eines Hoboisten geboren, also ein rechtes Musikerkind. Als die Eltern zwölf Jahre später nach Leipzig übersiedelt waren, hatte die kleine hochbegabte Corona das Glück, von ihrem Paten Johann Adam Hiller, dem Schöpfer des deutschen Singspiels und Dirigenten des den heutigen „Gewandhauskonzerten“ vor- gängigen „Großen Konzertes“, Gesangsunterricht zu ge- nießen. Schon mit 14 Jahren konnte sie als Solistin in diesen berühmten Konzerten mitwirken. Goethe, der damals als blutjunges Bürschchen in Leipzig studierte, hörte sie in einem Oratorium und war, wie er schrieb, hochentzückt über ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen und ihren ernsten, anmutigen Vortrag. Er lernte sie dann auch bei Hiller persönlich kennen, und wahrscheinlich sind ihr einige seiner damaligen Gelegen- heitsgedichte gewidmet. Inzwischen zwang ihn sein leiden- der Zustand, nach Hause zurückzukehren, während Corona nach dem Fortgang der Primadonna Gertrud Schmehling in deren Stellung einrückte und zum gefeierten Liebling der Pleißeathener wurde.

Ihre Kunst entzückte nicht minder als ihre Schön- heit. Braungoldige, klare und doch tiefe Augen unter sanft gewölbten Brauen belebten das edle, durchgeistigte Gesicht mit dem vollen, lieblichen Munde, dem festen, runden Kinn, der kräftigen, aber feingeschnittenen Nase; dunkles Haar umrahmte dies schöne, leicht gebräunte Antlitz. Ein königlicher Wuchs und hohe Grazie vollendeten das Bild einer ungewöhnlichen, künstlerischen Persönlich- keit. Natürlich sah sich die schöne und bedeutende Künstlerin bald von einem Schwarm von Anbetern um- geben, von denen Theodor Körners Vater einer der eifrigsten war. Aber keinem schenkte sie Erhörnung; ihr sittlicher Ruf blieb einwandfrei und an der Seite ihrer

getreuen Lebensfreundin Wilhelmine Probst, der Tochter des angesehenen Kunstgärtners, bei dem sie wohnte, lebte die Gefeierte ein freundliches Mädchendasein.

Jahre vergingen. Goethe war als Freund des jungen Herzogs in Weimar eingezogen und der Musenhof unter der Ägide der Herzogin Anna Amalie trat in Tätigkeit. Auch ein Liebhabertheater, an dem die Hofgesellschaft und hervorragende Persönlichkeiten der Stadt akt. iv teilnahmen, wurde begründet. Dies Dilettanten-Ensemble bedurfte eines künstlerischen Einschlags, und so reiste Goethe im März 1776 nach Leipzig, um die unvergessene Corona dafür zu gewinnen. Er war begeisterter als je von der Kunst und Schönheit der nun fünfundzwanzigjährigen. Ein Ver- trag kam zustande, und im November des Jahres sang die Künstlerin zum erstenmale in Weimar und eroberte auch dort im Sturme die Herzen.

Mit dem Dichter, der um die Zeit schon mehr und mehr unter den Einfluß der Frau von Stein geriet, verband sie ein inniges Verhältnis. Ein reger Verkehr entwickelte sich, der von Charlotte von Stein nicht gerade mit günstigen Augen betrachtet wurde. Goethes Tagebuch redet deut- lich von dieser regen Freundschaft. Da heißt es alle paar Tage einmal: „Zu Crone“ — „Abends zu Crone“. — „Zu Crone Essen“ — „Crone den ganzen Tag im Garten.“ — „Früh mit Crone gezeichnet.“ Und daß dieses lebhafteste Bedürfnis, mit der Künstlerin beisammen zu sein, nicht nur aus rein freundschaftlicher Neigung ent- sproß, sondern daß die Liebe dabei im Spiel war, dafür redet eine andere dieser knappen Aufzeichnungen, wo es heißt: „Bis zehn Uhr bei Cronen. Nicht geschlafen. Herz- klopfen und fliegende Hitze.“

Man war damals sehr vorurteilslos in Weimar, regte sich nicht weiter darüber auf, wenn die Künstlerin bei dem Dichter in dem ihm vom Herzog geschenkten Garten- häuschen am Park verweilte, oder fand das am Ende ganz natürlich. Schon damals, als Goethe Corona in Leipzig für Weimar engagierte, schrieb er über sie an Frau von Stein: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen.“ Und sechs Jahre später noch, als er ganz in den Banden Charlottens lag, widmete er ihr in einem poetischen Nachruf an den verstorbenen Theatermeister Nieding Worte voll tiefster Empfindung. Da heißt es u. a. :

... sie ist, die stets gefällt.
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Günst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name zielt, Corona, dich.

Diese Verse fanden begeistertes Echo in der Weima- rischen Gesellschaft. Der Herzog selbst schrieb an Knebel, daß Corona in dem Gedicht einen unverwelflichen Kranz erhalten habe. Und dann sagt er weiter wörtlich: „Schade, daß der Minnesold in neueren Zeiten so teuer ist; wäre er es weniger gewiß, sie (Corona) könnte Goethe nicht anders als mit ihrer Person danken.“ Dies Wort des Fürsten, der natürlich über die Abenteuer seines Freundes wohl unterrichtet war, gibt zugleich ein unzweideutiges Zeugnis von der jungfräulichen Makellosigkeit Coronas, die damals aus dem Herzen des Dichters schon endgültig durch Frau von Stein verdrängt war. Der Verkehr mit der, für die er seine Iphigenie schrieb, blieb jetzt ein ziemlich äußerlicher und beschränkte sich fast nur auf das „Dienstliche“ in Theaterfachen.

Goethe vermochte die Sängerin, sich auch dem Drama zuzuwenden, ja, die Rolle der Iphigenie hatte er ihr „auf den Leib geschrieben“. Und sie hat bei der Darstellung so wenig enttäuscht, daß Falk über sie schreiben konnte: „Das Junonische ihrer Gestalt, Majestät im Anstand, Wuchs und Gebärden nebst so vielen anderen Vorzügen der ernstern Grazie, die sich in ihr vereinigten, hatten sie, wie es schien, vor vielen andern zu einer Priesterin Dianens berufen und geeignet; und in der Tat ist sie auch immer ihrem Dienste getreu geblieben. „Wieder ein Wort von berufener Stelle, das die Sittenreinheit Coronas ins hellste Licht stellt.

Das Liebhabertheater war unterdes nach und nach eingeschlafen. Corona blieb als Kammerfängerin in Weimar. Die Abkehr Goethes mag ihr — sie hätte keine Frau sein müssen — doch manche wehmütige Stunde gebracht haben; aber sie hatte eine Trösterin zur Seite: die Kunst. Neben der ihres Berufs widmete sie sich mit Glück der Condichtung und komponierte Lieder von feinem und oft eigenartigem Ausdruck. Auch poetisch versuchte sie sich und als Malerin erwarb sie sich die Anerkennung selbst von Sachver-

ständigen. Mehr und mehr trat sie, sich mit der Ausbildung junger Gesangstalente beschäftigend, aus der Öffentlichkeit zurück. Ein keimendes Brustleiden und Familientrauerfälle trugen dazu bei. Schließlich, als die Jagemann, jung, schön glänzend und den Herzog beherrschend, auftauchte und ihren Ruhm verblassen ließ, zog sie sich mit ihrer Freundin in das kleine Berg- und Waldstädtchen Ilmenau zurück, wo sie am 25. August 1802 in den Armen der treuen Gefährtin an ihrem Brustleiden starb.

„Sie hätte wohl noch länger in der Nähe der Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte“, meinte Goethe in seinen Annalen, in der er der einst so heiß Verehrten ziemlich kühl gedenkt.

Am den Nachtigall fütternden Amor im Tiefurter Park aber spielen die Sonnenstrahlen, und mehr noch als durch ihr eigenes harmonisches Künstlerwirken und durch den Reiz ihrer Persönlichkeit ist Corona Schröter durch des Dichters huldigenden Spruch ein schönes und dauern- des Gedenken bei der Nachwelt gesichert.

Arbeit.

Reget die Geister, reget die Herzen,
Wenn vor den Sorgen der Zukunft euch graut,
Zu ernststen Zielen, mit frohen Scherzen,
Reget zur Arbeit die nervige Faust!
Sinnet nicht über täglichen Sorgen,
Kämpfet, bis siegreich das Glück euch erscheint,
Kommt es nicht heute, bringt's euch wohl morgen
Arbeit, der treue unkündbare Freund.

Hochauf des Geistes Banner getragen,
Führt gegen Lüge und Frechheit den Streit,
Wartet nicht, was die Andern sagen.
Arbeitet selbst an dem Aufschwung der Zeit.
Feurige Schriften, glühende Worte,
Zündende Wiße in flugem Verein
Öffnen der Wahrheit strahlende Pforte,
Führen die Geister der Mäßigung ein.

Last euch von Künstler-Träumen umfassen,
Schwelget in Schönheit und lebt Harmonie!
Wenn sie nicht Schätze des Reichthums erlangen,
Schätze des Glückes versagen sie nie! —
Arbeit des Künstlers! Mit zarten Händen
Trägt sie euch aufwärts zu strahlender Höh',
Euch aus der Götter Füllhorn zu spenden,
Himmliche Wonnen für irdisches Weh.

Ehret das Handwerk! Es bauet die Städte,
Schmiedet die Schwerter und bindet das Wort,
Selbst des Weltverkehrs mächtiger Kette
Bahnt es die Wege zum einsamsten Port.
Drum reget die Geister, reget die Herzen,
Wenn vor den Sorgen der Zukunft euch graut,
Zu ernststen Zielen, mit frohen Scherzen,
Reget zur Arbeit die nervige Faust.

Clara Enhausen, Wiesbaden.

Bobby und meine Tante.

Humoreske von Curt Curti.

(Nachdruck verboten.)

„Wie derartig blutdürstige Tante ist doch nur in deiner Familie möglich!“ sagte meine Frau und warf den Brief, welcher die direkte Ursache dieses gewagten Urteils war, auf den Tisch. Ich nahm ihn behutsam mit Daumen und Zeigefinger aus der Honigschale und hielt ihn Bobby hin: „Friß, du miserabler Köter! — du bist doch an der ganzen Geschichte schuld!“ — Aber noch bevor Bobby zuschnappen konnte, hatte mir meine Frau den honigtriefenden Brief entrissen und ihn in den Ofen gesteckt, wobei sie nicht unterließ, mir zuzurufen: „Sagte ich's nicht? Es liegt in der Familie!“

Das Resultat dieser Bemerkung war, daß ich mich im Namen meiner Familie dagegen verwahrte, als mit erblichem Blutdurst behaftet hingestellt zu werden, denn erstens sei meine Tante, abgesehen von ihrer Geflügelzuchterei, — welche doch nur insoweit, als das Abschachten der Vögel zu Bratenzwecken in Frage käme, als bluttrünstiger Sport bezeichnet werden könne, — ein harmloses alltliches Wesen, auf deren Gefühle man aus erbtschleicherischen Gründen etwas Rücksicht nehmen müsse! Und zweitens würde wohl ein ausgewachsener Bulldogg nicht gleich durch

ein honigbelegtes Papier veranlaßt werden, das Zeilliche zu segnen. Hieran schloß sich ein von beiden Seiten mit wachsender Wärme geführtes Gespräch, dessen unmittelbares Ergebnis war, daß Bobby seinen Kopf in den Schoß meiner Frau legte und mit allen Anzeichen größter Befriedigung die Tränen aufleckte, die auf seine Schnauze tropften. Meine Frau war selbstverständlich gerührt durch diesen Beweis von Bobbys Zuneigung und streichelte ihn liebevoll, wobei sie mir einen Blick zuwarf, der ungefähr zu sagen schien: Dieser Hund! Du, als mein angetrauter Mann würdest das nicht tun!

In Beantwortung dieses Blickes rief ich: „Ich hätte wirklich große Lust, der guten Tante Pauline ihren Wunsch zu erfüllen!“

„Arthur!“ sie stand auf und stützte sich mit einer Hand auf die Tischkante, während sie mit der anderen Bobby am Halsband in die Höhe zog, daß er Erstickungsanfälle bekam. „Arthur, wenn du die Rohheit hättest, dieser alten, hysterischen Jungfer zu Liebe, Bobby auszustopfen, dann —“

Ich weiß nicht, was für eine furchtbare Konsequenz Bobbys Tod haben würde. Sie kam nicht dazu, es mir anzuvertrauen, weil Bobby, dem Ersticken nahe, einen höchst energischen Sprung machte und meine Frau beinahe umriß.

Er kam zu mir und ich apostrophierte ihn: „Bobby, trotz deiner verschiedenen Schandtaten denke ich nicht daran, dich auszustopfen und wenn hundert Tanten deinen Tod fordern.“

Meine Frau sah mich unsicher an: „Wenn du nun glaubst, daß ich dir sofort um den Hals fallen werde, nach deinen Quälereien —“

„Oh, es muß ja nicht gleich sein!“ sagte ich.

Tante Paula ist entschieden unvernünftig. Was will sie von Bobby? Er war zwar der schuldige Teil, aber doch nur insoweit, als man ein Wesen für seine natürlichen Leidenschaften überhaupt verantwortlich machen kann. Und daß Bobby bei gegebener Gelegenheit, zufolge seiner natürlichen Anlagen, keinen Augenblick zögern würde, einen Hahn umzubringen, das durfte man als sicher voraussehen. Daß der Hahn meiner Tante ans Herz gewachsen war und Bobby zugleich mit dem Hahn ein beträchtliches Stück vom Herzen der alten Dame zerriß, konnte kein Hinderungsgrund für ihn sein.

Aber wer hätte auch ahnen können, was für Unheil aus einer harmlosen Geschichte erwachsen kann. Meine Tante, welche das Grundstück nebenan bewohnt, kam neulich zu mir und bat mich, auf einige Tage der Schutzengel ihres Hühnerhofes zu sein. Sie traute den Dienstboten nicht. Ich sollte dafür sorgen, daß die Hühner regelmäßig ihre Mahlzeiten bekämen, daß die Tür immer sorgfältig geschlossen sei und so weiter. Sie instruierte mich genau über die Eigenschaften der einzelnen Vögel und legte mir ganz besonders feierlich ans Herz, über Wohl und Wehe des Hahnes zu wachen. Cockchen, wie sie ihn nannte, war kein gewöhnlicher Hahn, sondern ein — jetzt kann ich mich nicht auf den Namen besinnen, ich glaube, es war Bantam, aber das ist schließlich nebensächlich. Kurz, über diesen Hahn sollte ich wachen, wie über meinen Augapfel. Und nicht reizen sollte ich ihn lassen, da sie die Erfahrung gemacht habe, daß er seine Pflichten nicht so gewissenhaft versehe, wenn er verärgert sei. Ich fand das begreiflich. Das geht den Menschen schließlich auch so. Meine Tante klärte mich auf Wunsch noch auf, daß diese erwähnten Pflichten in irgend welchem mysteriösen Zusammenhang mit dem Eierlegen der Hennen ständen.

Ich schwor meiner Tante hoch und heilig, daß ich Tag und Nacht am Bett des Hahns sitzen würde, daß ich ihn, um ihn bei guter Laune zu erhalten, nach dem Frühstück und vorm Schlafengehen auf meiner Ziehharmonika nervenberuhigende Kommerzlieder vorspielen wollte, mit einem Wort, daß ich meine gesamten schwachen Kräfte aufwenden wollte, um Cockchens Gemütsverfassung normal zu erhalten.

Und meine Tante schied beruhigt. O, wäre sie nie gegangen!

Noch am Abend desselben Tages geschah das Furchterliche. Ich war hinüber gegangen, um mit den Hühnern das Nachtgebet zu sprechen und sie einzuschließen. Cockchen stieg stolz im Hofe umher, scharrete hier und da krampfhaft mit dem Fuße, daß die Erde nur so flog, wobei er idiotisch gluckste und monologisierte. Dann reckte er sich plötzlich und stieß ein entsetzliches Krähen aus. Zum wenigsten mir war es entsetzlich. Die Hennen schienen anderer Meinung zu sein, denn sie gackerten frenetisch Beifall. So ist's in allen Kunststrichungen! Man muß nur immer eine begeisterte Gemeinde um sich herum haben.

Während ich mich dem Schlage zuwandte, erhob sich plötzlich hinter mir ein entsetzlicher Lärm. Ich fuhr herum und starrte gelähmt in einen Taifun von losen Federn, flatternden Hühnern und Staub — und vorn, hinten, überall zugleich, elastisch wie einen Fußball, sah ich Bobby umherflitzen. Es war grauenhaft! Das erregte Gackern und Kreischen der todesgeängstigten Hennen, das lautlose Morden Bobbys, — und alles, alles war vorüber, ehe ich noch dazwischen springen konnte! Sämtliche Hühner, soweit sie noch unter den Lebenden weilten, waren verschwunden. Von ferne hörte man sie den unglaublichen Fall untereinander diskutieren. Und im Hofe stand ich neben dem animiert dreinschauenden Hunde und starrte auf die umherliegenden, noch zuckenden Leichen.

Was blieb mir noch zu tun übrig, als von der Welt zu scheiden? Schmählich hatte ich Tante Paulas Vertrauen getäuscht. Ich hatte nicht einmal die Energie, Bobby zu prügeln und was hätte es auch genützt? Von seinem Hundestandpunkt aus hatte er ja auch korrekt gehandelt, und der Fehler lag ganz auf meiner Seite. Hätte ich nicht sämtliche Türen offen gelassen! —

Als ich noch in stummem Schmerze dastand, hörte ich ein zögerndes, grollendes Gackern. Himmel, das war die Stimme des Hahnes! Und richtig — er saß, mit gestäubten Halsfedern, auf einem Statet und rollte die Augen. Sofort fielen mir seine Pflichten ein und ich berechnete, welches Resultat sein Gemütszustand auf das Eierergebnis haben würde! Aber die Hauptsache war: Cockchen war noch am Leben! Und er mußte wieder eingefangen werden, koste es, was es wolle. Bobby sah mir grinsend zu, als ich mich an den Hahn heranpürschte und lockte, bat, flehte und schnalzte, ohne sichtbaren Eindruck auf den Vogel zu machen. Und als ich in greifbare Nähe gekommen war, flatterte der imperinente Hahn mit einem höhnischen Aufschrei hinüber in meinen Garten. Ohne zögern stieg ich über den Zaun und landete auf der anderen Seite in einer breiten Dornenhecke, aus welcher ich mich, unter Zurücklassung einzelner Teile meiner Hosen, herausdrehte. Cockchen, der in der Nähe nach Wärmern scharrete, wartete nicht, bis ich meine Hand an ihn legen konnte, sondern flüchtete in die Tulpenbeete. Und von dort ging die wilde Jagd über Stock und Stein, über Gras und Gemüse. Das Gewächshaus wurde im Sturm genommen. — Die eingeschlagenen Scheiben stammen von mir, nicht von Cockchen! — Auf der anderen Seite des Gewächshauses ist ein dichtes Gestrüpp. Da hinein troch er und ich ihm nach. Meine Unausprechlichen verfangen sich in einem niedrigen Ast und ich machte Riesenanstrengungen, los zu kommen, denn ich sah von weitem Bobby herantrotten. Ich schrie: Bobby, mach, daß du fortkommst! Er stockte, blinzelte mich an und schien die Situation mißzuverstehen. Ob er der Meinung war, daß mich der Hahn an den Ast gehängt hatte und er mich rächen wollte, weiß ich nicht. Bobby ist schweigsam und brüftet sich nicht gern mit seinen Taten. Jedenfalls war er eins, zwei, drei hinter Cockchen her und hörte nicht auf mein Brüllen, und da ich festhing, mußte ich zuschauen, wie Cockchen nach kurzer Gegenwehr unterlag. Jetzt war das Unglück komplett.

Ich telegraphierte an meine Tante: „Cockchen unwohl, komm zurück!“ und das war gut. Auf diese Weise war sie etwas vorbereitet. Aber trotzdem war der Schock furchtbar, als ich sie im Geflügelhof am nächsten Morgen empfang und sie die Strecke — acht Hühner und Cockchen — vor sich sah.

Schweigend wies sie mir die Tür und seit jener Zeit verkehren wir nur schriftlich. Sie fordert jede Woche einmal als Sühne den Missetäter Bobby in ausgestopftem Zustand und droht mit Enterbung. Aber sie kriegt ihn nicht — denn wir haben uns Treue geschworen bis in den Tod.

Der kleine Junge.

Von Fritz Ernst, München.

(Nachdruck verboten.)

Über München ging die Sonne unter. Sie hatte sich übersatt gesehen an dem rastlosen, ewig gleichen Spiele der Großstadtmaschine, die täglich Tausende in ihre Fangarme nimmt, sie durcheinanderquiert, je nach Laune emporhebt oder zermalt, zerbricht oder mit Glück überschüttet mit der kalten, fühllosen Grausamkeit, die allen Maschinen eigen. Sie hatte herabgelächelt auf tolle Lust und jauchzenden Frohsinn, die lauter als sonst irgendwo ihre feste feiern in der Stadt der Jugend und Freude.

All dies Sehen hatte sie müde gemacht, die Frau Sonne. Jetzt ging sie vollgesättigt zur Ruhe. Einen Blick noch warf sie wie liebkosend auf die weichen Turmkuppeln der Kirche unserer lieben Frau, einen zweiten auf den Englischen Garten, diese Oase in der Steinwüste der Riesstadt, wo tagsüber auf schattigen Wegen fremdländische Sonnen mit den verwöhnten Kindern des Glücks spielen und wo nachts auf harten Bänken heimliche Liebe ihre rasche Mahlzeit hält. — — Dann war sie verschwunden. Doch nein —! Noch einmal warf sie unter verschlafenen blinzelnden Augenlidern hervor einen letzten Strahl über das Häusermeer des ärmlichsten Stadtteils. Dieser Strahl traf einen kleinen Knaben. — —

Zuerst spielte er um das wirre, blonde Gelocke, dann traf er die Augen: seltsame, große, leere Augen, die so gar nicht zu dem Kinde paßten, Augen, die eine lange, traurige Geschichte erzählten von einsamer, freudloser Jugend, in denen alle Freude, aller Lebensmut, alle Hoffnung erstickt worden waren von heißen Tränen. Die Tränen hatten ihre Spuren hinterlassen. In langem, brennendem Strome waren sie über des Knaben Wangen gerollt und hatten Furchen hinterlassen, wie sie der Griffel des Lebens gräbt.

Vornüber geneigt stand der Junge da. Seine Hände hatte er auf den Rücken gelegt und fest ineinandergeframpft, als wollte er sie dadurch unschädlich machen im Kampfe, den er mit sich selbst führte.

Vor ihm standen Blumen. In langen Reihen waren sie vor dem Schaufenster aufgebaut, die Köpfe mit Veilchen, Primeln, Nelken und Rosen. Befreit von den drückenden Sonnenstrahlen öffneten sie ihre Kelche doppelt weit, erschienen sie doppelt frisch, lachten ihn an und schienen sagen zu wollen: „Siehe, wie herrlich wir prangen, wie berauschend wir duften, wie wir ein Menschenherz erfreuen, Liebenden Seligkeit, Kranken Genesung bringen.“

Genesung! Hatte so nicht der Doktor gesagt, als er am Krankenlager der Mutter stand? „Wie soll die Frau genesen, hier, ohne Luft und Sonne? Sie sieht keinen Baum, nicht einmal eine Blume steht an ihrem Lager.“ Das hatte der Junge gehört, die Worte hatten sich ihm tief eingegraben, hatten ihn nicht mehr losgelassen und ihn ruhelos hinausgetrieben auf die Straße. Die Sonne konnte er nicht zwingen, seiner Mutter zu scheinen. Bäume konnte er vor das Fenster des Mansardenstübchens im vierten Stock nicht pflanzen, aber Blumen, Blumen — — hier standen sie vor ihm, lachten ihn an und riefen ihm unaufhörlich des Arztes Worte ins Ohr zurück: „Wie soll sie genesen, keine Blume steht an ihrem Lager“ — —

Da wallte übermächtig das einzige große Gefühl, das dieses kümmerliche Menschlein besetzte, die Liebe zur Mutter, durch seine Brust. Sein Herz begann schneller zu schlagen, das Blut hämmerte in den Pulsen, ein Zucken ging durch den ganzen Körper, er fühlte seine Arme plötzlich frei, er bückte sich —, hielt einen Blumentopf zwischen den Fingern und begann zu rennen ohne Wahl und Ziel, wohin ihn seine Füße trugen.

„Halt's ihn auf, halt's ihn auf, den Dieb!“ Eine Stimme hatte es gerufen, zehn waren eingefallen, hundert andere folgten. Eine Menge, die lawinenartig anwuchs,

Menschen, die froh waren, den Gamauschschritt des Lebens durch etwas Außergewöhnliches unterbrochen zu sehen, setzten dem Jungen nach.

An der nächsten Straßenecke war er eingeholt. Ein Schutzmann nahm ihn am Kragen und stieß ihn unsanft vor sich her nach der Wache; auch der Mann, dem die Blumen gehörten, ein Riese mit dickem, rotem Gesicht, hatte sich eingefunden und schüttelte wütend die Faust gegen den jungen Missetäter. Der ließ alles ruhig mit sich geschehen. Die Augen waren groß und leer ins Weite gerichtet. Den Händen war der Blumentopf entglitten, die Finger waren gespreizt, als wollte er sie jeden Augenblick zusammenkrampfen, um ein Gespenst zu verscheuchen, einen Traum zu vernichten, aus dem er erwachen müsse.

Der Kommissär zündete sich gerade eine neue Zigarre an, als der seltsame Zug auf der Wache ankam.

„Na, was bringen S' denn da an?“

„Melde gehorsamt, der Bub' hat g'stohl'n, Herr Kommissär!“

„Ja, dös hat er g'tan“, pflichtete der dicke Blumenthändler bei.

Den Beamten schien der Fall zu interessieren. Er blies behaglich den Rauch durch die Nase, trat auf den Jungen zu, nahm ihn am Ohr und sagte:

„Na, Bub, sag' mal, was hast denn g'stohl'n, wie?“

„An Topf mit Blum“, Herr Kommissär“, rief der Händler eilig.

„Alsdann ich red' jetzt mit dem Bub'n — haben S' mich verstanden? Also Kleiner, is das wahr, wie?“

Der Junge sah ihn groß an und sprach kein Wort.

„Sag' mal, hast denn wirklich g'stohl'n? Na so red' doch zu!“ Er legte ihm die Hand unter das Kinn und sah dem Kleinen tief und prüfend ins Auge.

„Hast's denn wirklich g'tan, wie?“

Der Junge sah ihn wieder zuerst nur groß an, dann nickte er.

„Also ja. So — — — hm.“ Der Beamte ging

einige Male im Zimmer auf und ab, dann legte er die Zigarre weg, holte sich einen Stuhl, nahm den Knaben an der Hand, zog ihn sanft zu sich heran und strich ihm über das Haar. „Nun sag' mir 'mal, Kleiner, warum hast du's denn getan?“ Wieder begegneten ihm die großen Augen des Jungen. Aber jetzt waren sie nicht mehr leer, es flimmerte in ihnen ein verhaltener Schimmer von Freude. Sein ganzer Körper straffte sich, seine Lippen bewegten sich halb wider seinen Willen, und endlich rang er ihnen die Worte ab:

„Der Doktor hat g'sagt, keine Blum' steht an ihrem Lager — — —“

Es war still. — — — Der Knabe hatte leise und stockend gesprochen, als fürchte er sich vor dem Klang seiner Stimme. Das Flimmern in seinen Augen war wieder erloschen, der Körper wieder zusammengesunken, müde lehnte er sich an den Beamten. Die drei Männer, — der Schutzmann, der den Dieb am Kragen gefaßt, der Händler, der eben noch die Faust gegen den Missetäter erhoben hatte, und der Kommissär, der über dem interessanten Fall seine Zigarre vergaß, — sie hatten verstanden, daß diese Worte das köstliche Bekenntnis einer Kindesliebe bargen. Dem Kommissär mochte etwas ins Auge geflogen sein. Er fuhr sich mit dem Schnupftuch verräterisch oft über die Lider. Der Schutzmann räusperte sich, und der Händler, der verlegen die Mütze drehte, rief mit seltsam rauher Stimme:

„'s is' scho gut, Herr Kommissär, 's is' scho gut. Komm mit mir, Bub.“

Damit nahm er den Jungen, der ihm willenlos folgte, bei der Hand, fuhr ihm fast mütterlich zart über das Haar und ging mit ihm hinaus. — — —